

Globo-Cop Amerika

VON JOSEF JOFFE

Gegen den Erfolg sollte man nicht annörgeln, aber denkwürdig war es schon, daß Bill Clinton wählte, er müßte die Spitzen des Washingtoner Establishments als Postboten nach Haiti entsenden, um die Putschisten ins Exil zu bugsieren. Jimmy Carter, der Ex-Präsident, Sam Nunn, der mächtige Senator, schließlich Colin Powell, der Ex-Stabschef, der als Vizepräsidenten-Kandidat umworben wird - das war zuviel der Ehre für einen Gangster wie Raoul Cédras, den bei den ultimativen 'Entweder-Oder'-Gesprächen hauptsächlich solche historischen Fragen beschäftigten wie der freie Zugang zu seinen Auslandskonten nach seinem Abgang.

Nein, so darf sich eine Großmacht nicht verhalten. Für einen drittklassigen Diktator wie Cédras hätte der Dritte Botschaftssekretär den passenderen Postillon abgegeben. Ein de Gaulle hätte das sofort verstanden, auch ein Henry Kissinger. Denn Stilfragen sind Machtfragen; wie einer seine (Über-)Macht ausspielt - elegant, brutal oder zaudernd - bestimmt die Glaubwürdigkeit und damit schon den Ausgang der nächsten Partie.

In Haiti ist das Spiel für Clinton noch längst nicht gewonnen. Was er buchstäblich in letzter Minute erreicht hat - die Fallschirmjäger hatten beim Anflug praktisch schon die Reißbleinen eingeklinkt -, ist der Unterschied zwischen einer 'Invasion' und einer 'Landung'. Für die Wortklauber unter uns: Eine 'Invasion' ist gewalttätig; eine 'Landung' läßt das Adjektiv offen. Und die 15 000 Mann, die jetzt in Haiti landen, können nur hoffen, daß ihnen Gewalt nicht abgefordert wird.

Denn die Amerikaner besetzen nicht ein befriedetes Land, sondern blutgetränkten Boden, auf dem seit 200 Jahren mit ungebrochener Gewaltlust um Macht und Pfründe gekämpft wird. Ruhe war die des Friedhofs, wo die Terrorhandlanger - ob tontons oder attachés - stets für frischen Nachschub sorgten. 19 Jahre lang haben die Amerikaner nach dem letzten Einmarsch versucht, eine halbwegs stabile Ordnung einzupflanzen. Der Boden nahm sie nicht an.

Nun wollen die Amerikaner nicht einmal versuchen, die alte 'Ordnung' zu entwurzeln und den Boden umzupflügen. Die 'haitianischen Militärs und Polizeikräfte' - so das Abkommen von Sonntagnacht - sollen 'eng mit der US-Militärmission zusammenarbeiten'. Im Klartext: Nur Cédras und Co. müssen abtreten; der Chor, aus dem diese Solisten hervorgetreten sind, bleibt. Ob Aristide auch kommt? Wenn ja, darf man ihn nicht mit einem Adenauer vergleichen, der unbescholten aus den Trümmern des 'Dritten Reiches' aufgestiegen war. Aristide - so der frühere Haiti-Beauftragte Lawrence Pezzullo - ist 'die Wiederinszenierung der haitianischen Tragödie. Eine demokratische Wiedergeburt wird

es unter ihm nicht geben. Der Mann kann keine Regierung der nationalen Versöhnung aufbauen'.

Können es die Amerikaner? Die Antwort aus kühlem Herzen muß lauten: 'Nein'. Bosnien, Somalia, Ruanda, Haiti werfen alle das gleiche Dreifachproblem auf: die Kluft zwischen militärischem und politischem Können, zwischen moralischer Pflicht und strategischem Interesse, zwischen Impuls und Durchhaltekraft in einer demokratischen Gesellschaft.

Soldaten, die auf militärische Hochleistung getrimmt werden, stolpern zwangsläufig, wo sie als Polizisten fein dosierte Gewalt ausüben müssen - erst recht in einem unvertrauten, angsteinflößenden Umfeld. Eine lasergesteuerte Panzerfaust ist kein Taktstock. Zweitens belegt die Erfahrung (siehe Somalia), daß die Intervention, egal wie stark der moralische Antrieb, wie ein benzinloser Motor zu stottern beginnt, wenn nicht handfeste Interessen den humanitären Eifer beflügeln. Drittens: Demokratische Gesellschaften wünschen sich Krieg zum Null-Tarif. Jeder Gefallene ist ein Trompetensignal zum Abzug, ganz gleich, ob die Arbeit getan ist oder nicht.

Warum dann Clinton trotzdem den Marschbefehl erteilt hat? Es sind, wie immer, die falschen Gründe gewesen: Endlich, endlich wollte er zeigen, daß er nicht bloß ein Zick-Zack-Artist ist; die Durchsetzungskraft der schwarzen und liberalen Lobby in seiner Regierung; die politische Schwäche der beiden Hauptfiguren im eingriffsmüden Pentagon, des Generalstabschefs Shalakashvili und des Verteidigungsministers Perry (beide Novizen im Washingtoner Geschäft), ja, und immer wieder, die Peitsche des Fernsehens, die nicht Gedanken, sondern Gefühle in die Köpfe zwingt.

Nur Amerika hat das Zeug dazu, an der Schwelle des dritten Jahrtausends den 'Globo-Cop' zu spielen, aber dieser Weltpolizist ist ein 'neurotischer Löwe', wie der Kolumnist Michael Elliott anmerkt. Zu demokratisch, zu offen ist seine Gesellschaft, als daß sie sich dem 'Primat der Außenpolitik' unterwerfen würde. Zu gesichert ist Amerikas insulare Stellung, als daß es strategische Interessen in abseitigen Gefilden gefährdet sehen würde. Zu einem unsteten Gemenge des Wankelmuts vermischen sich in einer Demokratie der moralische Impuls und die elektronisch aufbereitete Wirklichkeit.

Jetzt hat sich Clinton den Mühlstein Haiti um den Hals gelegt, eine hehre Verantwortung übernommen, die mit guten Absichten allein nicht zu tragen ist. Wir müssen ihm Geschick und Glück wünschen, damit er nicht abermals frustriert zum Abbruch blasen muß. Denn die 'Neue Weltordnung' ist keine, und außer dem 'neurotischen Löwen' gibt es keinen anderen im weiten Erdenrund.